

Predigt im Universitätsgottesdienst Marburg am 3. So. n. Trinitatis, 12.6.2016

Angela Standhartinger

Liebe Gemeinde,

Eines Abends, während der großen Dürre und Hungersnot, lag Aphrodite wach in ihren Gedanken und Sorgen. Es war nicht nur der Hunger, der sie nicht schlafen lies. Es war auch die Sehnsucht nach den besseren Tagen und vor allem nach ihm, den sie so sehr vermisste.

Er war ihr gleich aufgefallen, damals als er in ihre Stadt gekommen war. Er sah wirklich gut aus, dunkel gelockt mit leuchtenden braunen Augen und gut angezogen. Die weichen fröhlich blinzenden Augen waren es, die sie an ihm liebte. Sein Griechisch war nicht gut, und sie musste immer noch innerlich lachen über die anfänglichen Missverständnisse und die Fehler, die er bis zuletzt machte. Aber irgendetwas hatte sie angezogen, ließ sie verstehen, was Worte und Sätze nicht ausdrücken konnten. Er hatte etwas Geld mitgebracht aus jenem Land, aus dem er gekommen war. Es war sein Erbe, so hatte sie es verstanden. Abends, wenn die Sonne unterging, hatten sie gemeinsam geträumt. Von einem Stück Land, das sie kaufen wollten und einem kleinen Häuschen. Einen Weinberg wollten sie pflanzen und in Gedanken sahen sie ihre Kinder zwischen den Rebstöcken spielen.

Aber alles, alles war anders gekommen. Die Leute aus der Stadt wollten dem Fremden kein Land verkaufen. Nicht einmal verpachten wollten sie es. Und dann blieb auch noch der Regen aus in diesem Jahr und alles wurde teurer. Im Jahr darauf wurde es noch schlimmer, kein Regen und bald auch nichts zu essen mehr. Auf dem Markt gab es fast nichts mehr zu kaufen. Die Preise stiegen ins Unermessliche. Arbeit gab es keine mehr. Alles war verdorrt. Nur noch Staub und diese unerträgliche Hitze. Wer es sich leisten konnte, versuchte seinen Besitz über die Hungersnot zu retten. Die Bauern sorgten sich um ihr Vieh. Es schien ihnen sogar wichtiger zu sein als ihre hungernden Nachbarn.

„So kann es nicht weitergehen“, hatte er zu ihr gesagt. „Du weißt, ich will immer bei dir bleiben, aber hier werden wir beide verhungern. Ich werde mich aufmachen in ein Land, in dem es genug zu essen gibt. Es ist ein Land, das Gott gesegnet hat, wo Milch und Honig fließen. Dort geht es dem ärmsten Knecht und dem niedrigsten

Tagelöhner besser als hier. Dort will ich hingehen und für uns beide arbeiten. Und wenn ich genug verdient habe, dann hohle ich dich nach.“

Noch immer fühlte sie den Schrecken über diese Worte. Sie hatte so unglaublich große Angst. Sie hatte gehört, wie gefährlich dieser Weg war. Viele wurden von Löwen und Hyänen gefressen, andere fielen den Banden von Räubern und Kidnappern zum Opfer, wieder andere verirrten sich in der Wüste und verdursteten elendlich. Ja, wer Geld hatte, der konnte sich einem Führer anvertrauen, der den Weg kannte. Aber vielen von diesen sogenannten Führern war nicht zu trauen. Sie ließen die Flüchtlinge einfach stehen, wenn am Horizont Bewaffnete und Wachposten auftauchten. Andere ließen sich teuer bezahlen und taten überhaupt nichts oder verrieten die Flüchtlinge an Banden und Grenzpolizei. Ob er überhaupt noch lebte? Ob er noch an sie dachte? Wie sollte sie ohne ihn weiterleben? Würde er sich irgendwann melden? Würde er sie abholen in das schöne Land, von dem er träumte?

Am gleichen Abend wandte sich eine jüdische Mutter in Israel zum Gebet. Wie glücklich sie war. Ihr floss das Herz über. Sie hatte Gott für so unendlich viel zu danken. Ihr Sohn, den sie verloren geglaubt hatte, war wieder nach Hause gekommen. Schlimm hatte er ausgesehen als er am Morgen vor ihrem Hause stand. Ganz abgemergelt und furchtbar schmutzig. Wie gut, dass er wieder bei ihr war. Er sollte jetzt erst mal tüchtig essen.

Noch mehr freute sie sich über ihren Mann. Er hatte sich nie so richtig mit ihrem Jüngsten verstanden. Vielleicht war er damals ganz dankbar, als der Jüngste darum bat, sein Erbe jetzt schon anzutreten, um das Land verlassen zu können. Es sollte endlich Frieden in der Familie einkehren und der ewige Streit ein Ende nehmen. Doch dann hatte sie doch gemerkt, wie sich ihr Mann mehr und mehr zurückzog. Etwas schien ihn zu bedrücken. Ob er sich Sorgen machte? Ob er sich die Schuld daran gab, dass sein Sohn es nicht mehr zu Hause aushielt?

Es muss gerecht zugehen, hatte ihr Mann immer gesagt. Jeder und jede sollte genau das bekommen, was ihnen zusteht. Niemand mehr, niemand weniger. Die Söhne das Ihre, die Knechte und Mägde das Ihre. Frauen und Männer, alles so, wie es die gute Ordnung will. Ihr Jüngster hatte erhalten, was ihm zustand. Es war eng geworden in dem Jahr, als er wegging und sie die Mühle und den guten Acker hinter dem Haus verkauften. Sie mussten sich einschränken.

Und jetzt dies. Ganz plötzlich hatte ihr Mann all seine Prinzipien über den Haufen geworfen. Ganz emotional hatte er reagiert. Sofort war er losgelaufen, hatte seinen Sohn in die Arme geschlossen und geküsst. Das neue Gewand ließ er holen und die guten Schuhe. Ja sogar den Ring, das Erbstück seines Großvaters, steckte er seinem Sohn an den Finger. Sie freute sich für ihren Jüngsten. Ja, sie freute sich und sie dankte Gott, dass er zurückgekommen war.

Und doch, eine Frage ließ sie einfach nicht los. Sie wollte nicht undankbar klingen. Sie freute sich wirklich von ganzem Herzen für ihren Jüngsten. Aber auf diese Frage hatte sie einfach keine Antwort. Sie musste Gott diese Frage stellen.

War das wirklich gerecht? Hatte ihr Jüngster nicht schon das Seine erhalten? Was hatte er mit seinem Erbe angestellt? Mussten seine Geschwister jetzt nochmal mit ihm teilen? Musste sie jetzt nicht darauf achten, dass ihre Töchter und ganz besonders ihr Ältester zu seinem Recht kommen? Sie fühlte, dass dies eine wichtige Frage war. So fügte sie ihrem langen Dankgebet diese eine Frage hinzu: „Was sagst Du, gerechter Gott, dazu? Was ist, barmherziger Gott, was ist deine Gerechtigkeit?“

Silpa, eine der Mägde des Hauses, ging bei Einbruch der Dunkelheit in die Küche, um die Honig und Obst für den Nachttisch vorzubereiten. Was für ein Tag. Anstrengend war es gewesen. Sie hatte so viel Brot backen müssen, unendliche Mengen von Teig geknetet. Gemüse hatte sie gewaschen, Obst gepflückt, den Honig aus den Bienenstöcken gesammelt und geholfen, das Fleisch des Mastkalbs am Spies zu drehen und schließlich die lange Tafel gedeckt. Sie war eine gute Magd. Verantwortungsbewusst und immer hilfsbereit. Sie wusste, was ihren Herrn und ihre Herrin erfreute. Und sie hatte einen guten Herrn. Gerecht war er und manchmal sogar gütig. Auch in der Küche hatten sie etwas von dem guten Essen bekommen. Sogar vom Fleisch und vom Wein. Und dann hatte er sie sogar noch zum Tanz eingeladen. So etwas hatte es noch nie vorher gegeben. Ein wirklich riesiges Fest war das. Die Nachbarn, ja das ganze Dorf waren gekommen.

Nur einer fehlte zu ihrem Glück – er. Sie kannten sich von Kindertagen. Damals, als sie noch ganz klein waren, hatten sie zusammen gespielt. Sie hatten sich im Ziegenstall versteckt und auf der Wiese um die Wette Purzelbäume geschlagen. Sie wusste natürlich immer, dass er der älteste Sohn des Herren war und sie die Tochter einer Magd. Und doch war eine lange und tiefe Verbindung zwischen ihnen

entstanden. Wenn sie die Ziegen hütete, sahen sie sich manchmal auf dem Feld. In den Mittagspausen unter schattigen Bäumen war es fast wie früher.

Plötzlich hörte sie seine Stimme. Er rief nach ihrem Bruder, der auch als Knecht in diesem Hause arbeitete. Er schien gar nicht zu wissen, was heute geschehen war. Und die Nachricht, dass sein Bruder heil, wenn auch etwas abgemergelt zurückgekommen war, schien ihn nicht zu freuen. Er schimpfte und stammelte etwas von „im Stall schlafen“.

Sie stellte sich an den Eingang der Küche, so dass sie unbemerkt die Szene beobachten könnte. Sein Vater kam aus dem Haus heraus und bat ihn zum Fest. Er aber winkte nur ab und sagte: „Siehe, so viele Jahre diene ich dir als Sklave und niemals habe ich dein Gebot übertreten und du hast mir niemals auch nur einen Ziegenbock gegeben, damit ich mit meinen Freunden feiern kann. Jetzt aber, als dieser dein Sohn, der deinen Lebensunterhalt mit Huren verprasst hat, gekommen ist, schlachtetest du ihm das Mastkalb.“ (Lk 15,29f)

Die Worte erschreckten und verwirrten sie. Sie klangen irgendwie ungerecht. Hatte er da nicht etwas verwechselt? Nicht er, sie war eine der Dienerinnen des Hauses. Sie diente und hatte die Gebote des Herrn zu befolgen. Und woher wusste er das mit den Huren. Hatte er Recht oder war das nur eine üble Nachrede gegen seinen Bruder? Und dann der Vorwurf, sein Bruder habe des Vaters Lebensunterhalt verprasst. Es war doch sein Teil und sein Recht. Was ging es ihn an, was sein Bruder damit gemacht hatte?

Sie konnte verstehen, dass er enttäuscht war, weil man ihn auf dem Acker vergessen hatte. Niemand war gekommen, ihm die freudige Nachricht zu bringen. Alles drehte sich nur noch um den Bruder, den man verloren geglaubt hatte. Aber dieser elende und kranke Mann brauchte die Zuwendung. Er war wirklich hungrig, abgerissen, verzweifelt. Alle Hände wurden gebraucht, um ihm wieder Lebensmut zu geben. Konnte er sich das nicht denken? Hatte er kein Mitgefühl?

Vor lauter Gedanken vergaß sie, weiter zuzuhören, was der Vater dem älteren Bruder antwortete. Sie sah ihn auch gar nicht mehr. War er doch zum Fest gegangen? Oder war er ärgerlich davongelaufen?

Sie überlegte, was sie als Mutter dieses Sohnes wohl geantwortet hätte. Vielleicht hätte sie gesagt: „Tut mir Leid, mein Sohn, dass ich dich nicht gleich gerufen habe.“ Vielleicht hätte sie aber auch gesagt: „Wer so viel hat wie du, der kann und muss

auch teilen lernen mit denen, die in Not sind.“ Vielleicht hätte sie aus dem Psalmen zitiert: „Glücklich, wer Acht hat auf den Armen!“ (Ps 42,2). Vielleicht hätte sie aber auch gesagt: „Kind, du bist alle Zeit bei mir und alles was mein ist, ist dein. Jetzt ist Zeit zu feiern und sich freuen, denn dein Bruder, er war tot war und er lebt, und er war verloren und wurde gefunden.“ (Lk 15,31f.) Vielleicht.

Sie hoffte, dass was auch immer ihr Herr zu seinem Sohn gesagt hatte, ihn mit dem Fest und mit seinem arm gewordenen Bruder versöhnt hatte. Und vor allem hoffte sie, dass, wenn sie gleich mit dem Nachtsch in den Festsaal kommen würde, ihn dort finden und einen fröhlichen Abend verbringen würde.

Wer ist im Gleichnis vom verlorenen Sohn eigentlich verloren? Ich habe versucht auf drei Stimmen zu hören, die in dem Gleichnis verloren zu gehen drohen. Drei weibliche Stimmen, die explizit stummbleiben, aber implizit doch gehört werden können. Stimmen aus den vielfältigen Perspektiven, die man zu diesem Gleichnis einnehmen kann. Wer ist hier angesprochen? Wer ist verloren? Wer wird wiedergefunden? Diejenigen, die alles verloren haben, z.B. weil sie mit dem Traum vom guten Leben alles auf Spiel setzten? Oder auch diejenigen, die alles auf der Flucht vor Hunger und Krieg zurücklassen mussten? Diejenigen, die ihre Würde, ihre Hoffnung, ihre Beziehungen, ihre Lieben verloren haben? Diejenigen, die der Menschensohn sucht, weil sie in ihrem Leben untergegangen sind und alles zu verlieren drohen?

Oder sind in Wirklichkeit diejenigen angesprochen, die längst auf der Seite des Vaters stehen? Diejenigen, mit denen der Vater das Seine teilt und denen er seine immerwährenden Gemeinschaft zugesagt hat?

Das Gleichnis im Lukasevangelium ist gerahmt von dem Konflikt zwischen Jesus und den Frommen, die sich darüber wundern, dass Jesus sich ausgerechnet den Sündern und Sünderinnen zuwendet. Von Lukas ist das Gleichnis vor allem als Aufforderung an sie gemeint. Als Einspruch gegen die Angst um die Liebe des Vaters, die man leicht zu verlieren glaubt, wenn Gott sich denen zuwendet, die ihn nötiger brauchen. Es geht um die Gerechtigkeit des Vaters, die größer ist als menschliche Vorstellungen von Angemessenheit, Recht und Ordnung begreifen wollen. Eine Gerechtigkeit, so die These des Lukasevangeliums, die über menschliche Gerechtigkeitsvorstellungen hinaus die Liebe und Verbundenheit im Haus Gottes wiederherstellen kann. Das Gleichnis ist eine Aufforderung sich

mitzufreuen, mit denen, die Verloren waren und wiedergefunden wurden, die tot waren und doch leben. Das Fest ist da, denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.“ (Lk 19,10)

Amen